

HEYNE <

ANNE
PERRY

Der Weihnachtsverdacht

Roman

Aus dem Englischen
von Regina Schirp

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe A CHRISTMAS ODYSSEY
erscheint bei Headline Publishing Group, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 11/2011

Copyright © 2010 by Anne Perry

Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2011

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie

Werbeagentur, Zürich unter Verwendung eines Gemäldes
von Cornelis Kimmel (1804–77) Private Collection/© Gavin
Graham Gallery, London, UK/ The Bridgeman Art Library

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40892-0

www.heyne.de

Für alle, die ihren Blick nach oben richten

Henry Rathbone beugte sich ein wenig weiter in seinem Sessel vor und blickte seinen Besucher ernst an. James Wentworth sah müde und erschöpft aus, und er wirkte älter als seine sechzig Jahre. So wie er die Hände auf seinen Knien zur Faust ballte und wieder öffnete, schien er sehr unruhig, ja fast verzweifelt zu sein.

»Wie kann ich dir helfen?«, fragte Henry ihn sanft.

»Vielleicht gar nicht«, antwortete Wentworth. Die Holzscheite im Kamin brachen ein, und Funken sprühten hoch, während er das sagte. Der Abend war bitterkalt. Noch dreizehn Tage bis Weihnachten. Draußen heulte der eisige Wind im Gebälk seines schönen Hauses in Primrose Hill. Die Riesenstadt London bereitete sich mit Weihnachtsliedern, Feierlichkeiten und dem Klang der Kirchenglocken auf die Festtage vor. Lange war es nicht mehr hin.

»Du sagst selbst ›vielleicht‹«, entgegnete Henry prompt. »Vielleicht gibt es also doch etwas, was ich tun könnte. Lass es uns wenigstens versuchen.« Er lächelte ihn an. »Jetzt ist die Zeit der Hoffnung – manche glauben sogar, es sei die der Wunder.«

»Glaubst du etwa daran?«, fragte ihn Wentworth.
»Könntest du ein Wunder für mich vollbringen?«

Henry bemerkte die tiefe Trauer im Gesicht des Freundes. Sie hatten sich über ein Jahr lang nicht gesehen und es kam Henry vor, als sei Wentworth in dieser Zeit um Jahre gealtert. Er war kaum noch wiederzuerkennen.

»Natürlich will ich es versuchen. Allerdings, Wunder kann ich nicht versprechen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich an so etwas glaube.«

»Immer geradeheraus und ehrlich«, sagte Wentworth leicht spöttisch. »Das liegt wohl daran, dass ich Mathematiker bin«, antwortete Henry. »So bin ich nun mal. Aber ich bin der festen Überzeugung, dass es noch mehr zu entdecken und zu verstehen gibt, als all die vielen Dinge, die wir bereits erkannt haben. Wir sind bisher kaum in das Reich des Wissens vorgedrungen, das noch unerforscht ist.«

Wentworth nickte. »Ich glaube, dein Versprechen genügt mir. Erinnerst du dich an meinen Sohn Lucien?«

»Natürlich.« Henry erinnerte sich lebhaft an ihn: ein gut aussehender junger Mann mit ungewöhnlichem Charme. Ja mehr noch, er steckte voller Energie, voller Lebenslust und hatte diesen unstillbaren Lebenshunger, der andere Menschen mitriss und längst vergessene Träume wiederbelebte.

Aus seinen Augen sprach erneut tiefer Schmerz, und er blickte zu Boden, als wollte er etwas verbergen und sich nicht völlig offenbaren.

»Ungefähr vor einem Jahr fing er an, gewisse Plätze im West End zu besuchen, wo die Vergnügungen noch ... wilder, noch maßloser sind als man es sonst kennt. Dort traf er eine junge Dame, von der er sogleich besessen war. Er spielte, er trank exzessiv, er gab sich verschiedener Laster hin, an die er zuvor nicht einmal gedacht hatte. In dem, was er tat, steckte mehr Gewalt und Grausamkeit, als der normale Hang zu Dummheiten bei einem jungen Mann oder mehr als der Leichtsinn derer, die nicht an die Folgen ihrer Handlungen denken.«

Er hielt inne, aber Henry schwieg. Das Feuer brannte nur noch schwach. Henry nahm zwei Holzscheite aus dem Korb, legte sie auf die Glut und stocherte mit dem Schürhaken darin herum, bis die Flammen wieder loderten.

»Und jetzt ist er verschwunden. Ich habe selbst versucht, ihn zu finden«, fuhr Wentworth fort. »Aber er hat sich entzogen, taucht immer tiefer in diese dunkle Welt ein. Ich ... ich war zunächst wütend. Es ist eine solche Verschwendung seines Talents und seiner Möglichkeiten. Anfangs, als es nur um zügellosen Alkoholgenuss und Spielen ging, habe ich ihm vergeben. Ich bezahlte seine Schulden und rettete ihn sogar vor der Justiz. Aber dann wurde es immer schlimmer. Er wurde gewalttätig. Hätte ich ihm weiter beigestanden, hätte er womöglich geglaubt, dass sein Lebenswandel keine Konsequenzen hat, oder dass seine Selbstzerstörung mit nur einem Wort oder einem Wunsch wieder

rückgängig gemacht werden könne.« Er drückte die Hände so fest zusammen, dass die Knöchel ganz weiß hervortraten. »Wann wird Vergebung zu einer Lüge? Wann kann sie nicht mehr heilen? Wann ist sie nur noch Ausdruck meiner Weigerung, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Henry ehrlich. »Vielleicht können wir es nur dann wissen, wenn wir einen bestimmten Punkt hinter uns gelassen haben. Was kann ich für dich tun?«

»Finde Lucien. Wenn ich nach ihm suche, treibe ich ihn nur noch tiefer in diese schreckliche Welt. Ich befürchte, er geht so weit, dass es kein Zurück mehr gibt, vielleicht sogar in den Tod.« Er sah auf und traf Henrys Blick. »Ich bin mir darüber bewusst, was ich von dir verlange, und dass die Erfolgsaussichten wahrscheinlich gering sind. Aber er ist mein Sohn. Daran wird nichts etwas ändern. Ich verurteile sein Tun, aber ich werde nicht aufhören, ihn zu lieben. Manchmal wünschte ich mir, ich könnte es; dann wäre alles viel leichter.«

Henry schüttelte den Kopf. »Diejenigen unter uns, die geliebt haben, brauchen keine Erklärung, und die anderen, die Liebe nicht kennen, verstehen das ohnehin nicht.« Sein Lächeln war verzagt, fast ein wenig selbstironisch. »Ich studiere die Naturwissenschaften und die Logik, das Wunderbare in der Mathematik. Aber ohne das Unerklärliche wie den Mut, die Hoffnung und vor allem die Liebe kann es keine Freude

geben. Ich weiß nicht einmal, ob es dann so etwas wie Humor gäbe. Wenn wir nicht mehr lachen können, verlieren wir das richtige Verhältnis zu den Dingen, letztendlich vielleicht sogar die Menschlichkeit.«

Er wurde wieder ganz ernst. »Aber wenn ich Lucien finden soll, muss ich mehr über ihn wissen, als das, was ich von ihm in Erinnerung habe: Den charmanten jungen Mann, der offensichtlich seine dunklen Seiten vor seinen oberflächlichen Bekanntschaften verbergen konnte, womöglich sogar vor den Menschen, die ihn gut zu kennen glaubten.«

Wentworth seufzte. »Natürlich. Aber das heißt nicht, dass es mir leicht fällt, dir mehr von ihm zu erzählen.« Er seufzte erneut. »Wie die meisten jungen Männer, entdeckte er sein physisches Verlangen, und anfänglich fand ich seine Exzesse auch nicht beunruhigend.« Der Hauch eines Lächelns flog über sein Gesicht. »Ich erinnere mich gut an meine eigenen Dummheiten mit Anfang zwanzig. Aber Lucien ist vierunddreißig und hat sie immer noch nicht überwunden. Vielmehr hat er noch gefährlicheren Lastern gefrönt: Verschiedenen Arten von Rauschgift, die jegliche Hemmungen nehmen und die sehr schnell abhängig machen. Er genießt die üblichen Lüste des Fleisches, aber mit jungen Frauen von verdorbenem Wesen. Es besteht immer die Gefahr, eine Krankheit aufzuschnappen, aber die Frau, die er sich ausgesucht hat, ist fähig, ihm noch viel mehr zu schaden.«

Ein paar Augenblicke starrte Wentworth in die zün-

gelnden Flammen, die anfangen, die neuen Holzscheite zu verschlingen. »Sie bietet ihm die Dinge, nach denen er am meisten giert: das Gefühl der Macht – vielleicht die gefährlichste Droge – und die Empfindung, bewundert zu werden, Kontrolle über andere ausüben zu können, und als jemand betrachtet zu werden, der schon von Geburt an überlegen ist.«

Henry wurde langsam das Ausmaß dessen klar, was sein Freund von ihm erbat. Selbst wenn er Lucien Wentworth fände, könnte er etwas zu ihm sagen, das ihn dazu bewegen würde, zu dem Vater zurückzukehren, den er in jeder Hinsicht ablehnte?

»Ich werde versuchen, dir zu helfen«, sagte er leise. »Aber ich habe noch nicht einmal eine klare Vorstellung, wo ich überhaupt anfangen soll, geschweige denn, wie ich eine solche Aufgabe bewältigen könnte.«

»Danke«, sagte Wentworth mit rauher Stimme. Vielleicht sah er endlich ein, dass Henrys Versuch, ihm zu helfen, kaum mehr als eine Gefälligkeit sein konnte, die eher von Mitleid als von Hoffnung genährt war. Er erhob sich und wirkte, als ob ihn die Erschöpfung übermannte. »Danke, Henry. Sag mir Bescheid, wenn es etwas zu berichten gibt. Vorher werde ich dich nicht mit Fragen belästigen.« Er griff in die Hosentasche und zog ein Blatt Papier heraus. »Hier ist eine Liste aller Örtlichkeiten, die Lucien meines Wissens nach aufgesucht hat. Sie könnte wohl von Nutzen sein.«

Am nächsten Morgen, als Henry Rathbone erwachte, wünschte er sich, er hätte Wentworth seine Hilfe nicht versprochen. Als er beim Frühstück saß und lustlos seinen Toast mit Orangenmarmelade aß, gestand er sich ein, dass ihm der Mut gefehlt hatte, Wentworth Anliegen abzulehnen. Selbst wenn er ihn fände, würde Lucien Wentworth nicht nach Hause zurückkehren. Er wollte es nicht. Seinem Vater würde wahrscheinlich großes Leid erspart bleiben, wenn er nicht alles erführe, was genau mit Lucien geschehen war.

Aber Henry hatte nun einmal sein Wort gegeben und jetzt musste er sein Bestes tun, was auch immer dabei herauskam. Wo sollte er anfangen? Zu seiner Zeit an der Universität, die jetzt schon gut fünfunddreißig Jahre zurücklag, hatte er sich hemmungslos amüsiert. Er hatte Nächte durchgemacht, sicher mehr Bier getrunken, als ihm gutgetan hatte, ein paar Damen gekannt, von denen seine Mutter sich nicht einmal vorstellen konnte, dass es solche überhaupt gab, und er hatte einige sehr obszöne Lieder auswendig gekannt, an die er sich zum Großteil heute noch erinnerte.

Aber noch bevor er dreißig wurde, hatte er diese Phase hinter sich gelassen. Jetzt erinnerte er sich nur noch dunkel daran. Es lohnte sich kaum, sie wieder ins Gedächtnis zu holen. Was Lucien umtrieb, war etwas ganz anderes. Es war ein Verlangen, das sich selbst nährte und das letztendlich alles verschlingen würde.

Henry breitete das Blatt Papier, das Wentworth ihm gegeben hatte, vor sich aus. Es war die Liste der Ört-

lichkeiten, an denen er Lucien bis jetzt aufgespürt und wo er ihm aus seinen Schwierigkeiten herausgeholfen hatte. Aber nach Wentworths eigener Einschätzung war Lucien nicht mehr dort. Er war bestimmt bereits tiefer gesunken, als lediglich durch betrunkenes Ge- gröle und Prügeleien aufzufallen. Er war wahrscheinlich auch nicht mehr der junge Frauenliebhaber, der sich in bekannten Bordellen amüsierte.

Viele von Henrys Freunden hatten Söhne, von denen sie auf die eine oder andere Weise enttäuscht wurden, aber ein guter Freund stellte dazu keine Fragen, und wenn ihm doch zufällig etwas davon zu Ohren kam, tat er so, als hätte er nichts gehört. Auf keinen Fall würde er anderen gegenüber erwähnen, was er erfahren hatte.

Henrys eigener Sohn, Oliver, der vielleicht brillanteste Rechtsanwalt in London, wurde sowohl bewundert als auch bedauert, je nachdem, wen er gerade vertrat. Zuweilen hatte auch er sich auf eine Weise verhalten, die Henry nur schwer verstehen konnte. Auf keinen Fall jedoch hätte er außerhalb der Familie gerne darüber gesprochen – außer vielleicht mit Hester Monk. Aber von Zügellosigkeit konnte nie die Rede sein. Er fragte sich sogar manchmal, ob es Oliver nicht guttäte, sich gelegentlich mehr gehen zu lassen, auch wenn es dabei zu dem einen oder anderen Fehler kommen könnte!

Eine Zeit lang hatte er gehofft, Oliver würde Hester heiraten, aber er hatte schnell gemerkt, dass Hester

nicht glücklich geworden wäre. Sie brauchte einen Mann mit mehr Willenskraft und Leidenschaft, so einen wie William Monk. Ob Hester Oliver glücklich gemacht hätte? Da war er sich nicht ganz sicher. Vielleicht schon, aber dazu war es jetzt ohnehin zu spät.

Hester könnte Henry jedenfalls bei der Suche nach Lucien Wentworth beraten. Ihr gegenüber konnte er ehrlich sein. Ihr musste er nichts vormachen – was anstrengend und in dieser schwierigen Situation auch zwecklos wäre.

Hester war in jenem schrecklichen Krieg, der nun, im Jahre 1865, auch schon seit einem Jahrzehnt in die Geschichte eingegangen war, Krankenschwester auf der Krim gewesen. Als sie zurückkehrte, war es ursprünglich ihr Traum gewesen, die Krankenpflege in England gemäß den Grundsätzen von Florence Nightingale zu reformieren. Die Welt der Medizin wurde jedoch von mächtigen Männern beherrscht, die noch nicht reif für ein solches Vorhaben waren. Hester blieb nichts anderes übrig, als immer wieder eine Anstellung in der privaten Pflege zu suchen. Dann hatte sie Monk gehehlicht, und er hatte es nicht gerne gesehen, dass sie woanders als in ihrem Heim wohnte und arbeitete. Als Monks Geschäfte gediehen, hatte sie die Klinik in der Portpool Lane eröffnet, wo sie sich zusammen mit anderen um Frauen von der Straße kümmerte, die sonst nirgendwo die mindeste und allernötigste medizinische Fürsorge fanden. Die Mittel dafür kamen aus wohlthätigen Spenden. Durch derlei Erfahrungen könn-

te Hester durchaus Zugang zu Informationen haben, die Henry jetzt benötigte.

Beschwingten Schrittes ging er jetzt eilig die nasse, zugige Straße entlang und winkte eine Droschke heran.

»Zur Portpool Lane, bitte«, rief er dem Kutscher zu, kletterte in die Droschke und machte es sich bequem. Die Fahrt im Zwielight des trüben Wintermorgens würde nicht lange dauern, obwohl schon dichter Verkehr herrschte.

»Is recht, Herr«, sagte der Kutscherforsch, trieb sein Pferd vorwärts, den Strand entlang und dann links in die Chancery Lane.

Die Straßenlampen brannten noch. Der kürzeste Tag des Jahres stand kurz bevor. Der Wagen fuhr durch einen Nebel aus Rauch und strömendem Regen. Henry hörte das Klappern der Hufe, das Klirren des Geschirrs und das Zischen der Räder auf den nassen Pflastersteinen.

»Gesegnete Weihnacht!«, rief ein Mann fröhlich. Seine Stimme übertönte die Rufe der Straßenhändler und die Flüche derer, die im Verkehr festsäßen.

»Dir auch!«, kam es zurück.

»Fahr schon, du Dummkopf!«, rief ein anderer, der hinter einem langsamen Rollwagen herkam. Brüllendes Gelächter brach aus.

»Auch dir fröhliche Weihnacht!«

Sie bogen nach rechts ab, fuhren kurz High Holborn entlang und nahmen die Gray's Inn Road nach links. Kurz nach einem Platz machte Henry sich mit seinem

Stock beim Kutscher bemerkbar. »Ausgezeichnet, vielen Dank. Ich kann den Rest laufen.«

»In Ordnung, Sir«, sagte der Kutscher erstaunt. »Gesegnete Weihnacht, Sir.«

Henry bezahlte ihn und fügte noch ein großzügiges Trinkgeld hinzu. Das wurde sogleich mit guten Wünschen quittiert, und Henry war klar, dass sie nur wegen des Trinkgelds ausgesprochen wurden.

Er überquerte die Straße zur Portpool Lane und ging voller Zuversicht in die schmale Gasse. Es gab nur wenig Straßenleuchten und am Ende ragte das riesige Gebäude der Ried Brauerei hervor, er kannte seinen Weg.

In der Klinik saß Squeaky am Tisch und prüfte Rechnungen. Seine Aufgabe war es, die Bücher zu führen – das war nicht immer so gewesen. Früher hatte das Gebäude ihm gehört, und er hatte ein sehr erfolgreiches Bordell darin betrieben. William Monk und Oliver Rathbone – Sir Oliver, wie er jetzt hieß – hatten ihm den Besitz nämlich abgeluchst.

Durch diesen Verlust war Squeaky, der seine besten Jahre schon hinter sich hatte, auf einen Schlag obdachlos und mittellos geworden. Schlimmer noch, es bestand sogar die Gefahr, dass er ins Gefängnis musste. Dieses Schicksal hatte er in seinem Leben bisher vermeiden können, obwohl er schon als Kind mit viel Geschick als Taschendieb – immer nur ausgefallene Objekte – tätig gewesen war. Seine ganze Laufbahn

verlief auf diese Art und Weise, bis er schließlich eine Reihe von Häusern erwarb und einen ordentlichen Profit herauschlug.

Aber diese Zeit war nun auch vorbei, und er zog es allemal vor, nicht daran zu denken. Jetzt war er ein durchaus angesehener Bürger, der für Hester Monk die Bücher und die Geschäfte der Portpool Lane Klinik führte. Hester Monk war eine Frau mit wachem Geist, beachtlicher Intelligenz und beeindruckender Willenskraft.

Er konzentrierte sich gerade auf die nächste Zahlenreihe, als die Türe aufging, ein großer, schlanker Gentleman in den Raum trat und die Türe gleich wieder hinter sich schloss, um die bittere Kälte nicht hereinzulassen. Squeaky hatte sofort die Bezeichnung ›Gentleman‹ im Kopf, denn Jahre der Erfahrung hatten ihn gelehrt, den Stand eines Menschen auf den ersten Blick richtig einzuschätzen. Außerdem erriet er ziemlich genau die Absicht der Herrschaften. Früher war diese Fähigkeit lebensnotwendig für ihn gewesen, und alte Gewohnheiten starben nicht. Diesen Herrn schätzte er als den geborenen Gentleman ein, vielleicht aus dem Bürgertum, von Beruf wohl ein Gelehrter. Zu dieser Einschätzung war er auf Grund der einfachen, aber gut geschnittenen Kleidung, der Mischung aus Zurückhaltung und sicherem Auftreten und der leicht vorgebeugten Haltung gelangt.

»Morgen, Sir«, begrüßte Squeaky ihn neugierig.
»Was kann ich für Sie tun?«

»Guten Morgen«, antwortete der Herr freundlich. Seine Stimme erinnerte Squeaky an jemanden, aber er wusste nicht an wen. »Mein Name ist Henry Rathbone. Ich hätte gerne Mrs. Monk gesprochen. Wenn sie im Hause ist, könnten Sie sie bitte fragen, ob das möglich wäre?«

Natürlich: Das musste Sir Olivers Vater sein. Daher die Ähnlichkeit. Nun, warum wollte er Miss Hester sprechen? Squeaky betrachtete ihn genauer. Er hatte sanfte, angenehme Gesichtszüge, und seine blauen Augen waren alles andere als teilnahmslos. Ein sehr kluger Mann, urteilte Squeaky, womöglich außergewöhnlich klug, aber – im Augenblick jedenfalls – auch sehr besorgt. Bevor er ihn zu Hester vorließ, wollte Squeaky unbedingt wissen, was es denn so Wichtiges gab, dass er den ganzen Weg, von woher auch immer er kommen mochte, zu einem Ort wie die Portpool Lane auf sich nahm.

»Sie hilft gerade Patienten«, antwortete er. »Wir hatten eine unruhige Nacht. In der Drury Lane sind Frauen aufeinander losgegangen, mit Messern und allem Pipapo.« Voller Genugtuung sah er den mitleidigen Blick des Gentleman. »Vielleicht kann ich helfen? Erstmal zumindest.«

Rathbone zögerte, schien dann aber zu einer Entscheidung zu kommen. »Ich bräuchte Rat, und ich glaube, Mrs. Monk könnte mir jemanden nennen, von dem ich ihn erhalten kann. Wann wird sie denn zu sprechen sein?«

»Ist es dringend?«, beharrte Squeaky.

»Ich fürchte ja.«

Squeaky betrachtete den Herrn genauer. Seine Kleidung war von ausgezeichneter Qualität, aber nicht neu, auch hatte sie nicht den modischen Schnitt, den Sir Oliver bevorzugte. Das ließ vermuten, dass dieser Herr mehr auf Substanz als auf das Äußere achtete. Er war selbstsicher genug, um nicht imponieren zu müssen. Squeaky blickte in die klaren, blauen Augen und ihm war etwas unbehaglich zumute. Auch wenn er so freundlich war, wie er zu sein schien, könnte man ihn sicher nicht so leicht täuschen, noch könnten ihn Lügen von seinen Absichten abbringen. Er war nicht wegen medizinischer Hilfe zu Hester gekommen; sicherlich hatte er seinen eigenen Arzt. Hilfe wollte er also in einer anderen Angelegenheit: vielleicht in Zusammenhang mit der Klinik oder den Leuten, die hierherkamen.

»Vielleicht kann ich ihr eine Nachricht überbringen«, schlug Squeaky vor. »Während sie einen Verband anlegt oder so. Is es wegen der Leute, die hierherkommen?« Das war nur eine Vermutung, aber er wusste sofort, dass er ins Schwarze getroffen hatte.

»Ja, in der Tat«, gab Rathbone zu. »Der Sohn eines Freundes ist in ein ganz und gar lasterhaftes Leben abgesunken, tiefer noch als das meine eigenen Bekannten sich vorstellen können, selbst wenn sie weniger angesehenen Tätigkeiten nachgehen. Ich möchte diesen jungen Mann finden und versuchen, ihn mit seinem Vater auszusöhnen.«

Er blickte etwas unsicher drein, vielleicht war er sich bewusst, wie gering seine Chancen waren. »Ich habe mein Wort gegeben, aber ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Ich habe gehofft, dass Hester zumindest die Stadtviertel kennt, wo ich beginnen könnte. Er ist höchstwahrscheinlich tief in diesem Sumpf versunken – tiefer als das bloße Spielen, Trinken und das Herumhuren.«

Bei Squeaky schrillten die Alarmglocken. Das klang nach einer Leidensgeschichte, in die Hester sich viel zu sehr hineinziehen lassen würde. Als Nächstes würde sie ihm womöglich helfen und selbst Nachforschungen anstellen. Was Squeaky wirklich beunruhigte, war nicht nur die Tatsache, dass sie selbst Schaden davontragen könnte, sondern vielmehr dass ihr unschöne Dinge aus seiner Vergangenheit zu Ohren kommen könnten. So wie es jetzt war, konnte sie zwar einiges erahnen, aber es gab da noch eine Menge über ihn zu erfahren, was er bisher erfolgreich von ihr ferngehalten, ja sogar mehr oder weniger aus seinem eigenen Gedächtnis gestrichen hatte.

»Ich kann Ihnen da helfen«, sagte er ruhig, aber sein Herz schlug so heftig in seiner Brust, dass er fürchtete, man könnte am ganzen Körper das Beben sehen. »Sie würd sowieso mich fragen. Kenn mich da aus mit Sachen, die eine Dame nicht unbedingt rauskriegen muss, selbst wenn sie Soldaten und so gepflegt hat.«

Henry Rathbone lächelte ein wenig. »Das wäre sehr

freundlich von Ihnen, Sir. Leider kenne ich Ihren Namen noch nicht.«

»Robinson. Die meisten Leute nennen mich Squeaky.« Es war ihm fast peinlich, das zu erklären, aber niemand sprach ihn mit dem Familiennamen an. Er hatte den Klang seines Namens praktisch selbst vergessen, er war ihm auch nicht wichtig. »Bin gern zu Diensten. Sagen Sie mir, was Sie wissen wollen, und ich höre mich mal um, was Sie als Erstes tun können.«

Als Henry Rathbone sich verabschiedet hatte, machte Squeaky sein Rechnungsbuch zu, das ohnehin schon auf dem neuesten Stand war. Er schloss es wieder an seinen gewohnten Platz ein, im Schrank seines Büros, und machte sich auf die Suche nach Hester.

Er fand sie im oberen Stockwerk. Ihre lange weiße Schürze war blutverschmiert und ihr Haar, das ursprünglich fest zurückgesteckt war, hatte sich gelöst, und ein paar Strähnen schauten hervor. Sie blickte von ihrem sauberen chirurgischen Besteck auf, das sie wieder in die Kästen einräumte.

»Nun, Squeaky, was gibt's?«

Er hatte schon einen Entschluss gefasst. Sie durfte nicht ahnen, was er vorhatte, eigentlich auch nicht, dass Henry Rathbone sie hatte sprechen wollen. Hester war klug, und er musste schon sehr geschickt lügen, damit sie keinen Verdacht schöpfte. Vielleicht wäre es sogar besser, keinen Hehl daraus zu machen, dass er log, nur

was den Gegenstand der Lüge betraf, müsste er sie täuschen.

»Ich muss für eine Weile weggehen. Weiß auch noch nicht, wie lange«, begann er.

Sie blickte ihn kühl an, ihre graublauen Augen schienen sich in seinen Kopf zu bohren. Er fühlte sich, als könnte sie alle seine umherschwirrenden Gedanken lesen.

»Dann müssen wir wohl eine Weile ohne dich auskommen«, sagte sie ruhig. »Wir sind mit den meisten Sachen auf dem Laufenden. Claudine und ich werden es zusammen sicher schaffen, uns um das Geld und die Einkäufe zu kümmern.«

Warum fragte sie eigentlich nicht, wohin er ging und warum? Weil sie es schon zu wissen glaubte. Nun, sie konnte es aber gar nicht wissen!

»Ein Freund von mir ist in Schwierigkeiten«, fing er an zu erklären. »Sein Sohn ist verschwunden, und er befürchtet nun, dass er sich in Gefahr befinden könnte.« Immerhin stimmte das ja, oder zumindest fast.

Mitgefühl huschte über ihr Gesicht, verschwand aber gleich wieder. »Wirklich? Das tut mir aber leid.«

Sie glaubte ihm also nicht! Das tat weh. Dabei war es so nah an der Wahrheit dran. Eigentlich war es sogar besser als die Wahrheit. Henry Rathbone war ihr Freund, ein echter Freund. Squeaky wusste sogar, dass Henry Rathbone sie sich als Schwiegertochter gewünscht hatte. Und Squeaky tat das alles ja nur, um Hester vor sich selbst zu schützen. Er kannte die Art



Anne Perry

Der Weihnachtsverdacht

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch mit Schutzumschlag, 192 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40892-0

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Lucien ist in der Dunkelheit der Londoner Unterwelt verschwunden und seit Monaten nicht mehr gesehen worden. Man munkelt, dass er seiner verruchten Geliebten, der schönen Sadie, ins Verderben gefolgt sei. Auf Bitten seines Vaters macht sich der Arzt Henry Rathbone auf, den verlorenen Sohn zurückzuholen. Doch als Henry in die Londoner Abgründe eindringt, findet er sich schon bald inmitten einer gefährlichen Verschwörung wieder.